

(Nachdruck verboten.)

11)

Neu-Karthago.

Roman von Georges Cethoud.

„Gnädiges Fräulein sehen dort den Rumpf auf der Helling,“ sagte Bédard gerade in diesem Augenblick zu der in Laurent's Nähe stehenden Gina, indem er mit der Hand auf die auf dem rechten Flussufer gelegene Schiffswerft wies. „Ach, Verzeihung für den terminus technicus, der mir da entschlüpfte! Ich meine das Gerippe des im Bau befindlichen Schiffes, das das Anfangsstadium eines stattlichen Fahrzeuges von viertausend Registertons darstellt. Es ist bestimmt, die Perle unserer Handelsflotte zu werden, und soll auf den Namen „Regina“ getauft werden, wenn Sie uns die Ehre erweisen, die Patenschaft zu übernehmen, fügte Herr Bédard als galanter Mann mit tiefer Verneigung hinzu.

„Da hat's ja noch gute Zeit, und wir werden noch reichlich Gelegenheit haben, darüber zu sprechen, Herr Bédard! Und meinen Sie nicht, daß es für mich schwaches Ding ein gewagtes Unternehmen ist, ein Blüppchen von der Korpuszen Ihres Schiffes über das Taufbecken zu halten? Denken Sie doch, ein Schiff von viertausend Registertons! Und ich selbst wiege nicht das kleinste Tönnchen! Ich habe mich nämlich gerade erst in der Fabrik wie ein ganz gewöhnliches Stearinfaß wiegen lassen. Und dann, bedenken Sie doch auch, wenn meinem Pathekind etwas passieren sollte!“

„Darüber dürfen Sie ganz unbesorgt sein,“ erwiderte Bédard mit dem vergnüglichen Nicken eines seiner Sache sicheren Spielers, „den Schiffen des Südkreuzes“ passiert niemals etwas... die sind alle unter einem guten Stern geboren... Und dann sind sie ja auch versichert...“

„Ganz gleich!“ war Gina's Antwort. „Man hat doch als Pathe auch seinen Ehrgeiz. Mich wenigstens würden alle Versicherungen der Welt nicht für den Nummerentschädigen, den ich bei dem Gedanken empfinde, meinen Tausling auf dem Grunde des Meeres, im Reiche der Sirenen zu wissen. Verzeihung für das böse Wort, Sie sehen, ich zahle für Ihre Heilung mit gleicher Münze heim!“ Mit lustigem Lachen wandte sie sich einer benachbarten Gruppe zu, in der ihre Freundinnen, die kleinen Vanderling's, das große Wort führten.

Beim Klange von Gina's heller Stimme hatte sich Laurent umgedreht und den Besitzer der Nacht einer aufmerksamen Betrachtung unterzogen. Außer dem hochfahrenden, sich seines Werthes bewußten Wesen wohlwollender Gönnerschaft, das er mit der Mehrzahl der Großkaufleute Antwerpens theilte, war Bédard ein ausweichender Räthselblick und eine charakter- und farblose Stimme zu eigen. Fünfundvierzig Jahre alt, von Mittelgröße und gedringener stämmiger Gestalt, ein gelber, ungehinder Leint, Hafemasse, langer rother Bart, platt zurückgestrichene braune Haare, schmale Lippen, graue Augen, eine massive stark gewölbte Stirn und verkrüppelte Ohrmuscheln: so präsentirte sich der Mann, in dessen Art und Physiognomie sich die vorsichtige Verschämtheit eines in einer dunklen Gasse des Frankfurter Judenviertel oder einer Amsterdamer „Laan“ operirenden Schacherjuden mit der Verwegenheit des Abenteurers paarte, der alle Meere durchquert und in weltfernen Ländern ein ereignißvolles Leben geführt hat. Aber diese Mischung von großsprecherischer Windbeutelerei und zuckerfüßer Unterwürfigkeit beleidigte fast durch ihre unermittelten Gegensätze. Das Charakterbild des Mannes bildete eben ein Gemisch der widersprechendsten Züge; wenn die ausdruckslosen Augen hier das hochtrabende Wort Mühen zu strafen schienen, so stand dort wieder heuchlerischer Wiedermaunstön der gefühlvollen Sprache in unüberbrückbarem Widerspruch zu dem harten, höhnischen Ausdruck der grauen Augen. Im übrigen war Bédard das Muster eines korrekten Cavaliers mit untadeligen Umgangsformen, einem angenehmen Plaudertalent und einer königlichen Gastfreundschaft.

In der Gesellschaft war er durchaus nicht beliebt, obwohl jeder nach Kräften bemüht war, sich seiner Gunst zu versichern, man fürchtete ihn und war auch wieder geneigt, ihm, wo es ging, ein Bein zu stellen. Durch sein Vermögen, seine geschäftliche Tüchtigkeit und überlegene Lebens-

flugheit hatte er einen überwiegenden Einfluß gewonnen, der sich keineswegs auf die Handelskreise allein beschränkte, nein, Bédard war im besten Zuge, eine Rolle in der Politik zu spielen und war bei allem dabei, was mit dem künstlerischen und literarischen Leben Antwerpens in Zusammenhang stand. Er besaß sich bei alledem einer seltenen Toleranz, warf sich zum Vordruder aller weitausschauenden Pläne auf, spielte sich auf den Weltbürger, Freihändler und Utilitarier hinaus, schwor auf Cobden und Guizot und trug im Geschäft das Wesen des Yankee's zur Schau, während er im Privatleben Haltung und Gebahren des englischen Gentleman kopirte.

Seine Herkunft und die Umstände, unter denen er sein Vermögen erworben hatte, standen übrigens in argem Mißverhältniß zu der glänzenden Stellung, die er derzeit einnahm. Die wahren Geschichten und die seltsamen Gerüchte, die über ihn in Umlauf waren, bildeten eine etwas fragwürdige und wenig erbanliche Heiligenlegende. Mit seltenem Phlegma und übel angebrachter Heiterkeit hatte er eben erst Gina's Aufmerksamkeit auf die Fulton'sche Schiffswerft gelenkt, obwohl gerade dieser Ort als Schauplatz höchst peinlicher Ereignisse ihm nicht eben die angenehmsten Erinnerungen ins Gedächtniß zurückrufen konnte.

Vor langen Jahren, als Bédard's Vater Direktor dieser Werft war, hatte die Entdeckung unerhörter Mißbräuche und Scheulichkeiten, die hier in aller Stille begangen wurden, die öffentliche Meinung lange und nachhaltig beschäftigt. Unter dem Einfluß einer entarteten Phantasie, wie man sie in den Volkstreifen selten genug findet, hatten sich die Werftarbeiter daran ergötzt, ihre Lehrlinge nach allen Regeln einer raffinierten Foltertechnik zu quälen; die fürchterlichsten Strafanordnungen hatten die Opfer dieser sträflichen Verirrung genugsam eingeschüchtert und ihnen den Muth benommen, von den Praktiken in der Doffentlichkeit etwas verlauten zu lassen. Die armen terrorisirten Prügelungen sahen kein anderes Mittel, der Qual zu entgehen, als ihren Peinigern den Haupttheil ihres Wochenlohnes zu überlassen. Die Dinge gingen so lange ihren heimlichen Gang, bis die unsauberen Mächenschaften eines Tages offenkundig wurden. Die Sache hatte damals nicht wenig Staub aufgewirbelt. Die Gesellschaft der modernen Folterknechte mußte auf der Anklagebank planziehen, und ein außergewöhnliches Aufgebot von Gendarmen und Soldaten hatte während der Dauer der Gerichtsverhandlung seine Noth, die Angeklagten vor der Volkswuth zu schützen.

Wenn das Gericht auch nicht angenommen hatte, daß die Schandthaten mit Wissen des Direktors begangen wurden, so ließ doch die Verhandlung keinen Zweifel darüber bestehen, daß sich Bédard's Vater größlicher Fahrlässigkeit und Pflichtvernachlässigung schuldig gemacht hatte. Der Aufsichtsrath der Schiffsbauergesellschaft hatte den Direktor auf grund dieser Vorfälle wohl seiner einträglichen Stellung enthoben, aber die öffentliche Meinung hatte sich mit dieser Sühne noch nicht befriedigt erklärt und es durchgesetzt, daß der Mann, den sie mit den zu Zuchthausstrafen verurtheilten Uebelthätern auf eine Stufe stellte, die Stadt verlassen mußte. Ein besonderer Umstand, den die Zeugen ausagen ans Licht gebracht hatten, wurde ein Grund mehr, über den Direktor ein Scherbengericht abzuhalten. Der Sohn des verabschiedeten Werftdirektors, der damals ein fünfzehnjähriger Schüler war, hatte nämlich nach der Aussage der Angeeschuldigten des öfteren die Leitung der jammervollen Veranstaltungen übernommen und seiner Freunde über die eigenartige Lustbarkeit unverhohlenen Ausdruck gegeben. Wäre es nach dem Willen des Auditoriums gegangen, man hätte damals den scheinheiligen Schlingel, der sich wohl gehütet hatte, seinen Vater von den Vorgängen in Kenntniß zu setzen, hinter Schloß und Riegel gesetzt.

Nach fünfundsiebenzig Jahren erfuhr man eines Tages, daß der jüngere Bédard in seine Vaterstadt zurückgekehrt war. Sein Vater war in Texas ein reicher Mann geworden und hatte ihm ansehnliche Zuder- und Reisplantagen hinterlassen, Ländereien, die so groß wie ein kleines Königreich waren und von einem Heer von Schwarzen bestellt wurden. Am Vorabend des Sezessionskrieges hatte Freddy Bédard einen Theil seiner Liegenschaften zu Gelde gemacht und den Erlös in verschiedenen Banken Europa's deponirt. Er selbst blieb gleich-

wohl bei Ausbruch des Krieges in Amerika, nicht etwa aus Anhänglichkeit für die Sache seiner die Sklaverei verteidigenden Partei, sondern zum Zwecke der besseren Wahrnehmung seiner Interessen, und socht sogar als Freischärler gegen die Bundestruppen. Trotz empfindlicher Verluste war ihm nach dem Friedensschlusse noch immer ein Vermögen von mehreren Millionen geblieben, mit dem er nach Antwerpen zurückkehrte, in der Erwartung, daß die Vergangenheit vergessen war, und daß es ihm gelingen würde, seinen Namen wieder zu Ehren zu bringen.

So weit war man über den Mann und seine Anfänge durchaus im Klaren, und Bédard selbst nahm, wenn er gerade bei Laune war, keinen Anstand, des langen und breiten über diese Dinge zu sprechen. Seine Kabobstellung und die großen Unternehmungen, durch die er sein Theil dazu beitrug, das geschäftliche Gedeihen seiner Vaterstadt zu fördern, öffneten ihm alle Thüren, zum wenigsten die der recht gemischten Gesellschaft der Handelswelt, denn die Aristokratie und das Patrizierthum der heimischen Bourgeoisie ließen ihm so wenig Beachtung zu theil werden, wie das eigentliche Volk. Und wenn sich auch die Lobhübler des Erfolges, die Bewunderer der Schlaupötze und Glückspilze, und das geschäftshungrige Spekulantentheer tief vor der Million, unbekümmert um ihre Herkunft, verneigten und die Vergessenheit vergessen und begraben sein ließen, so hatte doch die eigentliche sechste Bevölkerung, die Antwerpener von altem Schrot und Korn, die ehemalige Skandalaffäre noch in zu gutem Gedächtniß und gaben ihrer Verachtung und ihrer eingewurzelten Abneigung Herrn Freddy Bédard gegenüber unzweideutigen Ausdruck.

Dazu kam noch, daß die Nachrichten, die über den Ozean gedrungen waren, von Dingen berichteten, die sich der ehrenrührigen Angelegenheit der Fulton'schen Werft würdig anreiheten. Danach hatte Freddy Bédard, wüthend über den Sieg der Union, der sein Vermögen bedrohte, seine Sklaven nach dem Friedensschlusse nicht freigelassen, sondern an einen Sklavenhändler von den Antillen weiter verkauft; und dieser Verstoß gegen die hierüber erlassene Verfügung des Siegers sollte auch der Grund gewesen sein, der ihn nöthigte, seinem zweiten Vaterlande den Rücken zu kehren. Nach einer anderen Version hätte er gar seine Schwarzen bis auf den letzten Mann abschlachten lassen, um sich den Bestimmungen des Freilassungsdekrets nicht unterwerfen zu müssen.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Die Entwässerungs-Anlagen der Stadt Berlin.

Nachdem im Frühjahr des Jahres 1856 die ersten Anlagen zur Wasserversorgung für die Stadt Berlin in Betrieb gesetzt waren, wurde die Frage der zweckmäßigen Beseitigung des Schmutzwassers besonders lebhaft erörtert, da die Verunreinigung der Flußläufe zu Uebelständen der schlimmsten Art geführt hatte. Da die Städte London, Paris und Hamburg Anlagen zur Entwässerung bereits besaßen, so beauftragte die preussische Regierung den Ober-Baurath Wiebe mit dem Zivilingenieur Veitmeher und dem Baumeister Sobrecht, diese Systeme der Kanalisation zu untersuchen und darüber Bericht zu erstatten.

Der von dieser Kommission vorgeschlagene Entwässerungsplan ging dahin, ein Leitungsnetz zur Fortführung des Wassers — mit einer Ausmündungsstelle in die Spree unterhalb Charlottenburgs — zu bauen, dessen Wasserspiegel tiefer als der des Flusses liegen sollte. Man kam aber rechtzeitig zu der Erkenntniß, daß die unreinen Wassermengen die Spree bald so verschmutzen würden, daß dadurch ungesunde Begleiterscheinungen nothwendig sich bemerkbar machen müßten, und sah von der Ausführung dieser Entwässerungsanlage ab.

Die städtische Verwaltungsabtheilung, die in den folgenden Jahren die einschlägigen Fragen gründlich berieth, ließ umfassende Untersuchungen und Versuche anstellen. Während im Jahre 1872 Professor Wichow den Bericht über die Thätigkeit der städtischen gemischten Deputation gab, schlug der Baurath Sobrecht das dann zur Ausführung gekommene sogenannte „Radialsystem“ zur Beseitigung der Abwässer vor. Die Stadt hatte danach Pumpstationen für jeden Bezirk zu erbauen, um die Wassermengen durch zu legende Rohrleitungen zu heben und fortzubefördern. Im folgenden Jahre wurde dieses System der Kanalisation zunächst für den Südwesten Berlins zur Ausführung gebracht, indem die nöthigen Arbeiten im Thiergartenviertel, in der Friedrichstadt und in der Dorotheenstadt, sowie im Stadttheil Alt-Kölln in Angriff genommen wurden. Die Abwässer werden landwirtschaftlich verworthen, indem sie zur Berieselung von Grundstücken — Nieselfeldern — benützt werden, wodurch auch das Wasser einem Klärungsprozeß unterzogen wird.

Das Gebiet der Stadt Berlin ist in 12 Radialsysteme getheilt, von denen fünf — I, II, III, IV und VII — am linken Ufer der Spree liegen, während die übrigen sieben Radialsysteme sich auf Länderstrecken des rechten Ufers der Spree vertheilen. Ein Stadtbezirk von Charlottenburg und von Schöneberg wurde an die Kanalisation des Radialsystems VII angeschlossen, nachdem vorher entsprechende Verträge mit den betreffenden Gemeinden geschlossen waren.

Bei der Berechnung der Rohrleitungen wurde angenommen, daß nur der dritte Theil des Regenwassers fortzuschaffen sei, da der größere Theil verdunstet und versickert, und daß durchschnittlich in einer Stunde etwa 23 Millimeter Regenfall zu berücksichtigen sei. Das aus den Häusern zuströmende Wasser wurde für jeden Einwohner auf etwa 64 Liter in 9 Stunden und etwa 128 Liter in 24 Stunden veranschlagt.

Die Leitungen aus starken Thonrohren wurden zu beiden Seiten der Straße verlegt und mit einander verbunden, um so leichter Reparaturen ausführen zu können. Die großen gemauerten Kanalisationskanäle mit eiförmigem Querschnitt erhielten Einsteigegänge in entsprechenden Entfernungen von einander. Die Thonrohrleitungen erhielten als kleinsten Durchmesser 21 Zentimeter, während die größten dieser Leitungen einen Durchmesser von 48 Zentimetern haben. Die Höhe der gemauerten Kanäle schwankt von 90 Zentimetern bis zu 2 Metern in Abstufungen von 10 Zentimetern. Bei den größten Kanälen beträgt die größte Weitenabmessung der Eiform 1,333 Meter, bei 1,2 Meter Höhe dagegen nur noch 0,80 Meter.

Da nun bei außergewöhnlich großen Regenfällen die Rohrleitungen und Kanäle nicht zur Fortschaffung der großen Wassermengen genügen, so sind Nothauslässe vorgelegen, durch welche ein Abfluß des Wassers in die Flußläufe ermöglicht wird.

Die Ausführung der Kanalisationsanlagen begann mit der Herstellung der Tiefbauten der Pumpstationen. Diese Arbeiten bestrafen zunächst die Mauerung des Sandfanges; dieser ist ein gemauerter Behälter von 10 oder 12 Metern Durchmesser, in dessen unteren Theil die Sammellkanäle münden. Während sich nun schwere Schmutzmassen auf dem Boden des Sandfanges ablagern, schwimmen viele leichte Gegenstände in diesem Behälter herum, welche wohl die Saugelöcher der in das Schmutzwasser hineinragenden Saugleitungen der Pumpstationen verstopfen würden, wenn nicht durch zweckmäßige Anordnung eines Bitters der schwimmende Urath — Stroß, Zeug, Papier etc. — zurückgehalten würde.

Der Straßenurath sammelt sich an den Vordschwällen und gelangt durch die in Entfernungen von etwa 60 Metern von einander angeordneten sogenannten „Gullies“, das sind gemauerte Schächte mit den belauerten eisernen Abdeckungen in Form des Einsalzkroftes, in die Leitungen. Zur Entlüftung der Stammleitungen und zur bequemen Reinigung derselben dienen die Einsteigegänge; dieses sind runde, gemauerte Öffnungen, welche mit durchbrochenen gußeisernen Deckeln abgedeckt sind und sich in Entfernungen von 60 bis 80 Metern vorfinden.

Die größte Leistung sämmtlicher Dampfmaschinen je einer Radial-Maschinenanlage schwankt zwischen 247, 500 und 880 Pferdekraften; die größte Leistung einer Pumpe bei normalen Betriebsverhältnissen schwankt zwischen 65, 75 und 103 Litern pro Sekunde. Bei größter Ausstreuung beträgt die Leistung sämmtlicher Pumpen einer Radialstation mindestens etwa 15 Kubikmeter pro Minute (Radialsystem X), die größte Leistung dagegen beträgt 60 Kubikmeter pro Minute (Radialsystem IV und V). Die Zahl der Kessel für eine Pumpstation schwankt zwischen 3, 6 und 8. Die Schornsteine für die Dampfessel-Anlagen haben eine Höhe von je ca. 40 Metern.

Die Pumpstationen dienen zur Weiterbeförderung des Wassers nach den Nieselfeldern und hatten im Jahre 1896 fast 72 Kilometer Druckrohrleitungen von einem Meter Durchmesser und fast 38 Kilometer Leitungen von 75 Zentimetern Durchmesser.

Der Anschluß der Häuser und Grundstücke in Berlin ist im Jahre 1874 durch Anordnungen der Behörden geregelt. Während das Abwasser durch Hauptleitungsrohre in die Straßenleitung gelangt, ist die Zuführung fester Abfälle auf diesem Wege mit vollem Recht verboten. Bemerklich es eigentlich selbstverständlich sein sollte, daß diese Zweckmäßigkeit-Vorschrift nicht übertritten wird, müssen doch fast in allen Häusern in kürzeren oder längeren Zwischenräumen Reparaturen der Rohrleitungen vorgenommen werden, weil die Leitungen durch feste Stoffe — Asche, Stoffresten, Streichhölzer, Kartoffelreste und Speiseabfälle, Nadeln und was sonst noch für Sachen bei derartigen Reparaturen aus den Leitungen entfernt werden — verstopft sind. Abgesehen von den Unannehmlichkeiten, welche nun die Reparaturen der Rohrleitungen verursachen, haben die Bewohner die höchst unangenehmen Ausdünstungen derartig veräungeter Leitungen zu ertragen.

Durch die Anlage der Wasserkrösens und die dadurch bewirkte Fortführung der menschlichen Exkremente ist zweifellos eine Einrichtung von größter hygienischer Bedeutung geschaffen.

Nachdem das Radialsystem III am Ende des Jahres 1875 seinem Zweck übergeben war, wurden vier Jahre später die Radialsysteme I, II und IV, im Jahre 1881 das Radialsystem V und 1885 die Radialsysteme VI und VII in Betrieb gesetzt. Im Jahre 1890 konnten sodann Radialsysteme VIII und X und drei Jahre später auch IX und XI ihre Thätigkeit aufnehmen.

Am 1. April 1895 hatten die Entwässerungsleitungen der

Straßen eine Länge von 775 Kilometern. Die Radialsysteme hatten einen Flächeninhalt von circa 5600 Hektaren. Außer den 14 802 Gallies waren noch 11 537 Revisionssbrunnen vorhanden. Von den 24 047 angeflochtenen Grundstücken entfielen 23 400 auf Berlin, die übrigen Grundstücke auf Charlottenburger-, Schöneberger- und Lichtenberger Gebiet.

Während die gesammelten Betriebskosten im Jahre 1893/94 für alle Radialsysteme 984 933,67 M. betragen, stellten sie sich im Betriebsjahre 1894/95 sogar auf 1 004 774,36 M. Die in diesen beiden Jahren geförderten Abwassermengen — Alojets, Wirtschaftswasser und Regenwasser — beliefen sich auf 63 554 192 Kubikmeter und auf 66 313 483 Kubikmeter, mithin wurden pro Kopf und Tag im Jahre 1893/94 106 Liter und im Jahre 1894/95 107 Liter Abwasser befördert. In letzterem Jahre wurden aber von den städtischen Wasserwerken pro Tag und Kopf nur 66,56 Liter entnommen, so daß die unreinen Wassermengen die reinen um 40,44 Liter übersteigen. Die größte Jahresleistung betrug 1894/95 für ein Radialsystem (IV) fast 13,8 Millionen Kubikmeter Abwasser.

Die Verunreinigungen durch feste Rückstände, zum Beispiel Sand, Lappen, Kaffeegrund, die herausgenommen und abgefahren wurden, betragen im Jahre 1894/95 für alle Radialsysteme 12 583 Kubikmeter, mithin 1 Kubikmeter festen Rückstand auf 4091 Kubikmeter Abwasser. Es kommen demnach auf den Kopf der Bevölkerung pro Jahr 7,30 Liter Kanalisationsunrath; für die nur zeitweilig arbeitenden Radialsysteme IX und XII war der feste Unrath allerdings bedeutend größer, so daß im Radialsystem IX 15,51 Liter und im System XII sogar 30,54 Liter feste Rückstände fortzuschaffen waren. Von den anderen Radialsystemen hatte I die geringsten festen Rückstände mit 4,88 Litern pro Jahr und Kopf und III die größte Verunreinigung mit 12,31 Litern.

Die Nieselgüter der Stadt — Ossdorf, Friederikendorf, Heinersdorf, Kleinbeeren, Großbeeren, Muhlisdorf, Vorwerk Schentendorf, Sputendorf, Schentendorf-Hütergog, Wartenberg, Matzow, Wlantenburg, Falkenberg und Bürlersfelde, Hohen-Schönhausen, Arensfelde, Rosenthal und Wlantenfelde, Möllersfelde, Lindenhof und Bauerländerieien von Französisch Buchholz und Hellersdorf — liegen theils im Süden, theils im Norden von Berlin und erhalten täglich nach den Durchschnittsleistungen aller Pumpstationen etwa 182 000 Kubikmeter unreines Wasser.

P. M. G r e m p e.

Kleines Feuilleton.

sm. Ein guter Herr. Auf dem Buchberg liegt das prächtige Schloß des unermesslich reichen Grubenkönigs Baron v. K. Läßt man vom Gipfel des Berges den Blick über das Thal schweifen, so sieht man stundenweit nichts als die ragenden Ecken der Erzschnmelzen und die erbärmlichen Hütten der tausend und abertausend Arbeiter, denen Baron v. K. „das Brot giebt“. Die Zeiten sind schlecht. Wegen irgend eines geheimnißvollen Vorganges auf dem Weltmarkt, von dem die armen, ausgebeuteten Arbeiter nichts wissen und nichts verstehen, ist der Betrieb eingeschränkt und eine große Zahl fleißiger Menschen arbeitslos gemacht worden; dazu steigen die Brotpreise unausgeseht, die Staats- und Gemeindefiscalien drücken; Stillstand um Stillstand wandert der geringe Hausrath zum Pfandleiher — das Elend ist unerträglich.

Da machen sich die „Beherztesten“ von den Arbeitern auf, um den Herrn Baron über ihre Lage zu unterrichten. Als sie ans Schloßthor kommen, das die Pracht des Herrenstiftes ihnen erschließen soll, heißt es, der Herr Baron sei nicht zu Hause. Hunger macht mißtrauisch. Die Leute bestehen darauf, ins Schloß geführt zu werden; die livrirten Diener schlagen es ab. Es kommt erst zu erbitterten Worten, dann zu Thätigkeiten, d. h. die Dienerschaft macht sich ein Vergnügen daraus, mit Hundepfeifen auf das kraftlose, verzweifelte „Gesinde“ loszuprügeln und ihm die rothen Striemen der Schmach durch die vergrämten Gesichter zu ziehen. Knirschend vor Ingrimmigen Jorne und ohnmächtiger Wuth ziehen die also Mißhandelten ab.

Der Herr Baron, der von diesen Vorgängen Kunde erhält, ist wüthend. „Das ist ja eine Dummheit ersten Ranges!“ so schimpft er; „die wüthenden Bestien können einem ja das Haus über dem Kopfe anstecken, wenn sie so gereizt werden! Der Vorfall muß unter allen Umständen wieder gutgemacht werden!“ —

Und am anderen Morgen laßen die Lohnslaven des Ungewaltigen, angehängelt an den Häusern, folgende, vom Herrn Baron verfaßte

„Bekanntmachung.“

Mit dem größten Bedauern, ja mit Entrüstung, habe ich von den Szenen gehört, die sich gestern Nachmittag in meiner Abwesenheit an dem Portale meines Schlosses Buchberg abgespielt haben. War auch das Vorgehen der Arbeiter ohne allen Zweifel unbefonnen und tadelnswert, (da ich auch ohne Anstoß von außen Tag und Nacht für das Wohl meiner Arbeiterschaft mich Sorge und Mühe), so stehe ich doch nicht an, das Verhalten meiner Diener streng zu tadeln. Dadurch, daß sie auf die friedlichen Petenten mit allerhand Schlägengeräthen einhieben, haben Sie die Ehre meiner Livree besudelt und in den Staub gezogen. Ich werde deshalb diese Livree ändern lassen.

Baron von K. . .

Gegeben zu Schloß Buchberg.

— Aus dem Riesengebirge. Der „Bresl. Morg.-Ztg.“ wird geschrieben: Die Sennhütten auf dem Gebirgskammern, die sogenannten Sommerbauden, werden in diesen Tagen geschlossen. Die Vorboten des anrückenden rauhen Winters haben sich mit Frost und eisiger Luft, Hagel und Schnee bereits wiederholt unangenehm bemerkbar gemacht. Die zahlreichen Minderheerden, welche seit Pfingsten, bezw. Himmelfahrt an den Mäandern des Elb-, Teufels- und Weißwassergrundes zwischen den Felsblöden und im dichten Knieholzgebüsch dort nach Nahrung suchten, werden jetzt hinab ins Thal, nach Groß-Aupa, St. Peter und Spindelwühl, getrieben, um in der dortigen besseren Waude zu überwintern. Doch bevor von der in lustiger Höhe stehenden Sennhütte Abschied genommen wird, muß diese gegen die bald hereinbrechenden tollen Winterstürme gut verwahrt werden; denn ein einziges lockeres Brett oder Schindel könnte der ganzen Waude verhängnißvoll werden. Hat der wüthende Sturm Einlaß gefunden, dann kann sich das Dach und vielleicht auch die ganze Waude auf eine Luftreise nach dem tiefen Abgrunde gefaßt machen. Das ganze Gebäude, Dachraum, Stall und Stuben, wird mit Heu vollgestopft. Feste Fensterläden schließen Licht- und Luftzutritt ab. Nun können Menschen und Vieh, Haus- und Küchengeräth die Reise nach dem Winterquartier antreten. Aber die verlassene Sommerbaude bekommt gar bald, wenn nur der „Herr der Berge“ einen Schneemantel über die Kämme und Bergabhänge gelegt hat, öfteren Besuch. Das Heu muß herabgeschafft werden. Eigenartige Gestalten sieht man dann den Abhang hinaufklettern. Die bereiften Männer können in dem lockeren Schnee den Hörnerschlitten nicht ziehen, darum tragen sie ihn und legen ihn so auf den Rücken, daß die Hörner des Schlittens weit nach vorn vorragen, sodaß das Ganze einer vorgehänglichen Mammutgestalt nicht ganz unähnlich ist. Auf den von der gräßlichen Grundherrschaft gepachteten Stammwiesen ist gar viel Heu geerntet worden, denn jede Waude bewirtschaftet einige hundert Morgen. Obwohl bei dem diesjährigen schönen Herbstwetter viel von diesem Heu, dem Höfnigen-gras, auf Madwern nach dem Thale gebracht werden konnte, mußten trotzdem wiederum zahlreiche Heuschaber auf den Stammwiesen aufgestellt werden. Die mit Stangen gegen die Stürme gesicherten Heuschaber werden zuerst und dann die Heuvorräthe aus der Sommerbaude herabgeschafft. Dann kann man die hochbeladenen Hörnerschlitten in langen Reihen blizschnell die steilen Bergabhänge hinabgleiten sehen. Auch noch andere Vorbereitungen sind bereits für den Winter getroffen worden. Um bei dickem Nebel auf endlosen Schneefeldern den Weg nicht zu verlieren, sind die Stammwege durch jetzt aufgestellte hohe Stangen gekennzeichnet worden. —

Theater.

Im Residenz-Theater wollte man uns in diesem Jahre literarisch kommen. So wenigstens versicherte Herr Lautenburg, als er die Direktion des Residenz-Theaters aufs neue übernahm. Woher nur die viele Literatur kommen soll? Zunächst macht sich Direktor Lautenburg keine Sorgen darum und „wurfelt“ nach der alten Schablone weiter.

Es ist ein unbankbares Geschäft, sich mit der neu-pariser Schablonen-presse beschäftigen zu müssen. Bald sind alle Spuren von freiem Witz dahin, und die rein arithmetische Aufgabe bleibt übrig: Wie steigert man die Duzende von Birrwar-Zusällen in der Verwechslungs-Komödie um einen neuen Fall? Und das gleiche Durcheinander handelt es sich in dem *h e n e q u i n* 'schen Schwanke vom „Herrn Sekretär“.

Reulich war an dieser Stelle darauf hingewiesen worden, wie häufig der Deputirte in der modernen Literatur ein Ziel des Spottes wird. Gemeinlich hat in seiner neuesten Komödie hierin den „Reform behauptet“. Sein Deputirter ist die reinste Frage, der vollendetste Idiotismus. Das ist nicht mehr Satire. Jede Schadenfreude hört auf und das Mitleid beginnt. Der unselbige Deputirte nun muß sich einen Sekretär halten, der ihm für 400 Francs Monatsgehalt seinen Geist einhaucht. Wie dieser lustige Sekretär von einem Polizeibeamten für den Deputirten selbst gehalten wird, wie daraus dann Verwechslung und Verwechslung entspringt, wie der Sekretär immer dreister und unverschämter läßt, das bildet den Inhalt der Komödie. Auf Lebenswahrscheinlichkeit in irgend einer Form leistet der Schwanke völlig Verzicht. Den Sekretär gab Herr Alexander mit einer Komik, die heute den Besuchern des Residenz-Theaters auf jeden Strich genau vertraut ist.

Ganz schwachmüthig kam uns am selben Sonabend Alexander Biffon mit einer einaktigen Komödie. „Der wilde Hase“ könnte ebenso gut als „Humoreske“ eines genigensamen deutschen Unterhaltungsblattes passiren. Ein schwächlicher Jüngling, das Päschen genannt, wird wider alle Naturanschauung mit einem Mal bodig, als ein Nebenbühler ihm sein Bräutchen rauben will. Den wildgewordenen Hasen spielte Herr Georg in slavisch treuer Alexandermanier. —

Erziehung und Unterricht.

— Der newgewählte Rektor der Berliner Universität, Professor Waldeyer, sprach in seiner Antrittsrede über die Zulassung der Frauen zum Universitätsstudium. Er sei früher Gegner der Frauenbewegung gewesen, und zwar um der Frauen selbst willen, in der Ueberzeugung, daß der natürliche Beruf der Frau die Uebung der Pflichten der Hausfrau sei. Er habe aber erkannt, daß die Frauenbewegung nicht etwas künstlich gemachtes oder erhaltenes ist. Die wirtschaftlichen Verhältnisse

drängen die Frau, sich neue Erwerbszweige zu schaffen. Er erachte es jetzt für billig, daß die Frauen zu den Universitätsvorlesungen zugelassen werden; die Frage sei nur, in welchem Maße und auf welchem Wege. Die jetzigen Einrichtungen sind nur vorläufig. Wichtig ist, daß kein Dozent gezwungen werden darf, Frauen zu seinen Vorlesungen anzunehmen. Am meisten berührt die Frage die Lehrer der Heilkunde. Es liegt nicht in einem jeden Lehrer, einen medizinischen Gegenstand bestimmter Art vor einer aus weiblichen und männlichen Studierenden bestehenden Hörerschaft darzulegen. Zweckmäßig wären anatomische Präparirkurse eigens für weibliche Medizinstudierende. Auch sonst sei es nicht unbedenklich, junge Mädchen und Jünglinge gemeinsam zu unterrichten. Es komme darauf an, die Psyche eines jeden der beiden Geschlechter sich selbständig entwickeln zu lassen. Vieles spricht für die Errichtung von Frauen-Universitäten. Frauen lernen anders als die Männer. Frauen erfassen das Gedächtnismäßige leichter und haben eine stärkere Phantasie. Der Mann dagegen denkt strenger und faßt das Ganze ins Auge. Wenn Frauen und Männer zusammen unterwiesen werden, wird der Unterricht leicht dem Bedürfnisse der Frauen angepaßt und er verflacht. Lebhaft trat Waldeyer auch für die volksthümlichen Hochschulkurse ein. —

Kunstgewerbe.

gk. Die Holzschnitzerei in Oesterreich ist der Gegenstand einer Arbeit, die im neuesten Heft der „Blätter für Kunstgewerbe“ veröffentlicht wird. Als man in der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts auch in Oesterreich das Kunstgewerbe neu zu beleben versuchte, nahm man auch die Holzschnitzerei wieder auf, die sich in einzelnen Gegenden, vor allem in einer Tiroler Schule noch erhalten hatte. Zunächst lehnte man sich freilich an italienische Muster an und fand hier in mancher Beziehung irreführende Vorbilder. In der plastischen Kunst Italiens hatte das Holz als Bildstoff bei weitem nicht dieselbe Bedeutung gehabt wie in Deutschland und den Niederlanden. Die Frührenaissance bevorzugte den Marmor und den Bronzequß, und erst als das Bedürfnis nach plastischem Schmuck allgemeiner wurde, ging man daran, billigere Stoffe, wie Holz und namentlich Eichen, zu verarbeiten, um den Anforderungen weniger Vermittler zu genügen. Schnitzarbeiten an Altären und Einzelstatuen, ausnahmsweise auch Büsten in Holz, finden sich in den holzreichen Gegenden Italiens vorwiegend an den Abhängen der Alpen. Aber alle diese Werke waren unter dem übermächtigen Einfluß der Steinplastik entstanden; mit außergewöhnlicher Geschicklichkeit haben es die Italiener verstanden, durch raffinierte Kunstmittel die Schwierigkeiten zu überwinden, die das Holz dem entgegensteht, um den Eindruck der Steinplastiken zu erzielen. Die österreichischen Holzschnitzer folgten ihnen zunächst auf diesem Wege. Sie arbeiteten wie die Bildhauer. Sie punktierten den Holzblock wie man den Steinkloß punktiert, und das Schwergewicht der Arbeit lag auf dem Modell, nicht auf der frischen und feinen Durchführung der Formen. Dann aber erkannte man, daß dieser Weg nicht zu einer gesunden Technik führen konnte, und man erinnerte sich der alten Tiroler Meister, bei denen sich die „alte Technik“ vererbt hatte. An der Kunstgewerbeschule wurde eine Klasse für Holzschnitzerei eingerichtet und der Unterricht einem Holzschnitzer aus der Tiroler Schule, Prof. Hermann Klotz, übertragen. Die Technik, die der Eigenart des Holzes entspricht, kommt mit den einfachsten Mitteln aus. Die Werkzeuge, deren sich heute der Holzschnitzer bedient, weichen im wesentlichen nicht ab von denen, die im Alterthum im Gebrauch waren. Sie beschränken sich auf eine kleine Zahl von Eisen in hölzernen Griffen, mit denen der Schnitzer entweder in drückender oder stoßender Bewegung aus freier Hand Theile des vorgezeichneten Holzstodes entfernt oder deren er sich meißelartig unter Zuhilfenahme eines Holzschlägels bedient. Dem Meißel fällt nur eine nebenwärtliche Rolle zu; von Raspeln und Feilen wird der verständige Schnitzer nur maßvoll Gebrauch machen, er wird sich vielmehr bemühen, die Arbeit gleich mit dem Eisen zu vollenden, mit dem er den Formen jene Klarheit und Schärfe geben kann, in denen die Natur des Schnitzstoffes zum Ausdruck kommt. Diese natürlichen Eigenschaften der Hölzer führen dabei von selbst zu mannigfachen Besonderheiten. Dem festen Eichenholz mit seinen groben Poren an den Rändern der Jahresringe kann der Schnitzer fast jede Form zumuthen und durch ein wechselvolles Relief mit Unterscheidungen oder gar Durchbrechungen den nachtheiligen Folgen des Schwereffens, zu dem dieses Holz neigt, entgegenwirken. Bei der feineren Legur des Buchholzes muß er auf zartere Einzelheiten bedacht sein; und das harte und gleichförmig dichte, aber spröde Ebenholz verlangt eine medaillenartige Behandlung, die Vermeidung von Unterscheidungen und Durchbrechungen. Auch die Vergoldung und Staffirung wurde in den Lehrplan der Kunstgewerbeschule aufgenommen, ebenso die polychrome Behandlung des Holzes, für die Klotz ein eigenes System der Verzierung erfand. —

Astronomisches.

— Erfolgreiche Beobachtungen über die Höhen und die Bahngeschwindigkeit von Feuerkugeln und Sternschnuppen hat, wie die „Voss. Ztg.“ berichtet, W. F. Denning in Bristol (England) im Verein mit einigen anderen Beobachtern während des jüngsten Perseidenfalls angestellt. Ueber die Höhen, in denen die Meteore in der Atmosphäre aufleuchten und verschwinden, und über die Geschwindigkeit, mit der sie die Luftkülle

der Erde durchheilen, sind bisher nur spärliche Beobachtungen bekannt geworden, so daß die neuesten Ergebnisse der englischen Beobachter während des Laurentiusstromes ein besonderes Interesse darbieten. Zur Bestimmung der Höhen und Geschwindigkeit mußten dieselben Meteore an verschiedenen Stationen beobachtet werden, und es sind von Denning die hellsten Erscheinungen, über deren Identität bei den verschiedenen Beobachtern kein Zweifel bestehen kann, berechnet worden. Einige erscheinen heller als die Venus oder beinahe so hell wie Jupiter, andere hatten die Helligkeit der Sterne erster, zweiter, dritter und vierter Größe. Die den Perseiden angehörigen Meteore sind in der Zeit vom 30. Juli bis zum 11. August gefallen. Die Höhen über der Erde, in denen sie aufleuchteten, liegen zwischen 64 und 92 englischen Meilen; ihr Verschwinden fand in Höhen von 46 bis 68 englischen Meilen statt. Die Länge der beobachteten Bahn bei den verschiedenen Meteoren schwankt zwischen 21 und 59 englischen Meilen. Die Geschwindigkeit, mit der die Meteore die Atmosphäre durchheilen, betrug für die verschiedenen Erscheinungen zwischen 31 und 58 engl. Meilen in der Sekunde. Für zehn helle Meteore der Perseiden, die am 10. und 11. August fielen, betrug durchschnittlich die Höhe ihres Aufleuchtens 80, die ihres Verschwindens 56 engl. Meilen. Die Länge ihrer leuchtenden Bahn war im Durchschnitt 37 1/2 engl. Meilen. Außerdem sind zwei sehr helle Feuerkugeln am 26. Juli und 7. August beobachtet und berechnet worden; sie gehören nicht zu den Perseiden. Bei ihnen betrug das leuchtende Bahnlück 191 und 196 engl. Meilen, ihre Geschwindigkeit war verhältnismäßig gering, bei der am 7. August beobachteten betrug sie nur 22 engl. Meilen in der Sekunde. —

Humoristisches.

— Der gefährlichste Verführer. „Sind Sie mit Ihrem Befinden zufrieden, Herr Wampert?“
 „Wenn ich mich recht halte, dann schon — leider aber habe ich mich am Sonntag wieder verleiten lassen, mehr Bier zu trinken, als ich trinken soll!“
 „Ja, wer hat Sie denn dazu verleitet?“
 „Ich mich selber!“ —
 — In einem sächsischen Postwagen. „Erlauben Sie gütigst, wie is Ihr werther Name?“
 „Werner.“
 „Aber so was, da heißen Se doch beinahe wie ich; ich heiße Se nämlich Schlammbach!“ —
 — Der gezähmte Wilde. „Also Dein Gatte, der Abgeordnete, gehört im Parlament zu den Wilden?“
 „Ja, dafür ist er aber daheim desto zahmer.“ —

Vermischtes vom Tage.

— In einem Hotel zu Altona begingen ein verheiratheter Mann und eine Schauspielerin gemeinsam Selbstmord. —
 — In den Moordistrikten bei Giffhorn ist die Bürgergarde des schottischen Moorhuns gestiftet. —
 — Eine Diebesbande von siebzehn Personen erschien in Bochum in einem Kleidergeschäft und raubte die an den Ständern hängenden Sachen. Die im Laden anwesende Frau des Inhabers wurde während dessen von zwei Männern festgehalten. —
 — In Solingen schnitt ein junger Mann, um ein Hühnerauge zu entfernen, so tief in die Zehe, daß sie blutete. Nach kurzer Zeit trat Blutvergiftung ein, welcher der Mann erlag. —
 — Seit Jahren kommen von verschiedenen Plätzen und auch von Wien und Budapest viele falsche Noten der Bank von England zu fünf und zehn Pfund Sterling in den Geldverkehr. Jetzt hat man in Troppau einen Mann verhaftet, der gefälschte englische Noten bei einer Bank anbringen wollte. Ein Telegramm, das er nach Budapest aufgeben wollte, führte auch dort auf die Spur eines Fälschers, in dessen Wohnung eine vollkommen eingerichtete Notenfabrik und 200 Pfund Sterling in falschen Noten gefunden wurden. —
 — Auf dem Gutshof Waturha in der Nähe von Pulkawa wurden ein Großgrundbesitzer, seine Frau und seine zwei Kinder im Schlafe mit Arzibienen ermordet und 300 000 Rubel geraubt. —
 — Der deutsche Dampfer „Leipzig“ überrannte vor Ebbstone nächts in voller Fahrt einen kleinen Segler. Zwei Matrosen und ein Schiffsjunge ertranken. —
 — In London drohte ein Mann schriftlich einer großen Anzahl Frauen, welche ein Geheimmittel eines Anarchisten gekauft hatten, mit Veröffentlichung, falls sie ihm nicht zwei Guineen schickten. Die Polizei erfuhr davon, besetzte das Bureau des Briefschreibers mit Beschlag und fand über 2000 Briefe und Telegramme von Frauen, die über 100 000 Mark enthielten oder anwiesen. —
 — Eine neue Modethorheit der Amerikanerinnen besteht darin, daß sie sich in Egypten als „Mumie“ photographiren lassen. Ein unternehmender Photograph in Cairo hat sich für diesen speziellen Zweck einen Mumienjarg verschafft, der in vertikaler Stellung die betreffende Person aufnimmt und dann bis auf den zur Reproduktion der Gesichtszüge benötigten Raum geschlossen wird. —